

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 22 (2009)

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

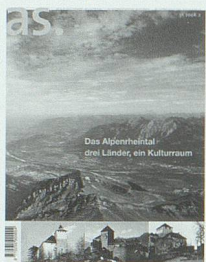
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gemeinsame frühe Geschichte des Alpenrheintals



Gesellschaft Archäologie Schweiz (Hg.): «as. archäologie schweiz» 31.2008.2 [Sonderausgabe], «Das Alpenrheintal – drei Länder, ein Kulturraum».

Basel 2008. 84 Seiten.

Das Bewusstsein für die Gemeinsamkeiten im auf drei Länder aufgeteilten Alpenrheintal scheint zu wachsen. Ende 2006 haben der Verlag der Liechtensteinischen Akademischen Gesellschaft, die Historisch-Heimatkundliche Vereinigung der Region Werdenberg (HHVW) und die vorarlbergische Rheticus Gesellschaft gemeinsam das Buch «Alpenrheintal – eine Region im Umbau» herausgegeben. Das Werk befasst sich, basierend auf Rückblicken in die Geschichte und Analysen der gegenwärtigen Situation, in grenzüberschreitender Sichtweise mit den Perspektiven der räumlichen Entwicklung des Alpenrheintals, wobei der Talfluss nicht mehr als Grenze, sondern als Mitte gesehen wird. Ähnlich ist der Ansatz bei der im Juni 2008 erschienenen Sonderausgabe der Zeitschrift «as. – archäologie schweiz» mit dem Titel «Das Alpenrheintal – drei Länder, ein Kulturraum», nur dass hier der Blick nicht in die Zukunft, sondern Jahrtausende zurück zu den Wurzeln der Geschichte geht.

Archäologische Forschung wird im Fürstentum Liechtenstein, im Kanton St.Gallen und im Bundesland Vorarlberg schon seit der Mitte des 19. Jahr-

hunderts betrieben. Während mehr als hundert Jahren kümmerten sich zunächst vorab Privatpersonen, Historische Vereine und Museen darum. Erst in den letzten etwa vierzig Jahren sind schliesslich in allen drei Ländern staatliche archäologische Fachstellen entstanden. Zuvor schon war es zu Kontakten über die Grenzen hinweg gekommen. Jene zu Vorarlberg brachen 1938 nach dem Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich dann allerdings ab und blieben durch die Zäsur des Zweiten Weltkrieges für längere Zeit beeinträchtigt, während die Zusammenarbeit zwischen den Liechtensteiner und Schweizer Archäologen enger wurde.

Der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit in der archäologischen Forschung förderlich war (und ist) die Gesellschaft Archäologie Schweiz, die frühere Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte. Das zeigt sich etwa darin, dass die Gesellschaft ihre Jahresversammlung 1935 in Vaduz und Sargans, 1951 in Arbon und Bregenz und 1972 in Vaduz abhielt. Auch jetzt ist sie es, die mit einer Sonderausgabe ihrer Mitgliederzeitschrift «as. archäologie schweiz» in einer gesamtheitlichen Betrachtung die Aufmerksamkeit auf die geschichtlichen Gemeinsamkeiten im Kulturraum Alpenrheintal lenkt.

An der Ausarbeitung des 84 Seiten starken, gefällig aufgemachten und reichhaltig illustrierten Heftes federführend beteiligt waren – nebst elf weiteren Autorinnen und Autoren – die drei archäologischen Fachstellen mit ihren Leitern Martin Peter Schindler (St.Gallen), Hansjörg Frommelt (Liechtenstein) und Johannes Pöll

(Vorarlberg/Tirol). Das Heft sei, heisst es im einleitenden Beitrag «Zusammenarbeit über die Grenzen, einst und jetzt», der erste Versuch der drei Länder, gemeinsam die Resultate der nationalen archäologischen Forschung zusammenzuführen und so ihre gemeinsame frühe Geschichte zu schreiben. Die Basis dazu bilde der aktuelle Forschungsstand «mit all seinen Lücken und Mängeln». Dementsprechend zeigen, räumen die Autoren ein, die landesübergreifenden Verbreitungskarten «vielleicht mehr den Forschungsstand als die historischen Realitäten».

Über die Grenzen hinweg gemeinsam sind den drei Fachstellen auch die Ziele ihrer Tätigkeiten sowie die damit verbundenen Probleme. Als Ziele werden genannt: der Schutz des archäologischen Erbes und die Sensibilisierung der Bevölkerung für die Vergangenheit. Zu Letzterem wird die vorliegende Schrift zweifellos einen Beitrag leisten, hebt sie sich doch sowohl in der Gestaltung wie auch sprachlich deutlich und wohlthuend von jener oftmals betont wissenschaftlichen Unnahbarkeit ab, die archäologischen Berichten häufig anhaftet. Gegliedert in acht Kapitel vermittelt das Heft (auch dem interessierten Laien) einen umfassenden Überblick über alle bedeutenden Fundstellen beidseits des Rheins von der spätesten Altsteinzeit bis ins Mittelalter. Die Leserin und der Leser gewinnen dabei nicht nur Einblick in die Besiedlungsgeschichte des Tals, sondern insbesondere auch in seine Bedeutung als Kontaktzone zwischen den Kulturgruppen im Norden, Süden und im inneralpinen Raum.

HJR

Dem Rhein auf den Fluss geschaut

Der Rhein – quellnah



Fotografien von Catja Rauschenbach - ein Jahreslauf

Catja Rauschenbach
(Bilder) und diverse
Autoren: «Der
Rhein – quellnah».
Hg. Bündner Na-
turmuseum, Chur,

Küfer Martis Huus, Ruggell, Museum
Rhein-Schauen, Lustenau. Alpenland
Verlag (ISBN 978-3-905437-17-1).
Schaan 2008. 208 Seiten.

Quellnah, in der Nähe seiner Quellen, ist der Rhein ein vielgestaltiges Gewässer. Aus zwei wilden, urtümlichen Bergbächen entwickelt er sich ab Reichenau zu einem gezähmten jungen Fluss, bevor er in den Bodensee fliesst, um danach zu einem gewaltigen Strom bis zur Mündung in die Nordsee anzuwachsen. Ein Flusslauf ist voller Veränderungen.

Der in Sevelen wohnhaften Fotografin Catja Rauschenbach ist der Versuch gelungen – bei Kilometer 47 und immer zur gleichen Tageszeit –, dem Fluss in Bildern nahe zu kommen. Entstanden ist während eines Jahreslaufs jeden Tag ein Bild, das man durchaus als eine poesievolle Annäherung an das imposante Gewässer, welches die drei Länder Schweiz, Liechtenstein und Österreich verbindet, bezeichnen kann. Sie hat auch jeden Tag einen neuen Gedanken «aufgefischt», den sie in ihrem Rheintagebuch «Fluchtversuch» festgehalten hat. Fotografiert hat sie immer mit Blende 11 und $\frac{1}{50}$ Sekunde, immer mit Normalbrennweite und auf Kodachrome 100 ASA.

Der Bildband erhält zudem Beiträge von Autoren aus drei Ländern: Leo Tuor (Graubünden/Schweiz), Hansjörg Quaderer (Liechtenstein) und Wolfgang Mörth (Vorarlberg/Österreich). Die damit auch poetisch-literarische Annäherung an den Rhein von seinen Ursprüngen bis zum Bodensee ist wundervoll eingeleitet vom «Rhein-Gesang» Friedrich Hölderlins und dem Essay «Dichten – Denken am Fluss» von Rainer Nägele.

Im Buch findet der Betrachter und Leser – leider – nicht alle 365 Tagesbilder. Aber die Auswahl ergibt dennoch

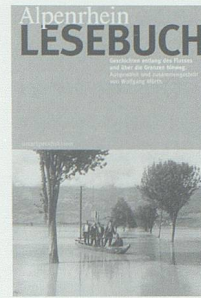
einen einzigartigen Blick auf das, was viele als Grenzfluss bezeichnen, in Tat und Wahrheit aber eine fließende Mitte ist, die die Menschen mehr zusammenführt als dass sie trennt. Genauso hat das Buch Menschen zusammengeführt, die im zweiten Teil unter dem Titel «Mäander und Kreaturen» aus verschiedenen Blickwinkeln die Zukunftsperspektiven des Alpenrheins beleuchten: aus landschaftsplanerischer und ökologisch-biologischer Sicht Mario F. Broggi, Theo Kindle, Sybilla Zech und Jürg Paul Müller. Ein historischer Abriss der Siedlungsgeschichte am Alpenrhein findet sich von Gerda Leipold-Schneider, ein politischer Ausblick vom St.Galler Regierungsrat und Bauchef Willi Haag.

Katja Rauschenbachs Bilder sind ein spannender Spaziergang an einem Gewässer, das für seine Anwohner alltäglich ist. Die unterschiedlichen Positionen im Buch spiegeln gleichzeitig die Bedeutung des Flusses für die drei Länder wider. Die Landschaft ist Grenzregion, aber – und nicht nur wegen des Rheins – vor allem auch gemeinsamer Lebensraum. «Und weil der Alpenrhein weder räumlich isoliert noch thematisch sektoriell betrachtet werden darf, haben sich die Regierung der Länder Vorarlberg, des Fürstentums Liechtenstein und der Kantone St.Gallen und Graubünden zum Ziel gesetzt, die Sicherheit von Mensch, Tier und Habe vor Hochwasser im Alpenrheintal nachhaltig und in gemeinnütziger Absprache zu gewährleisten», schreibt Regierungsrat Willi Haag. «Der Rhein – quellnah» ist ein Beitrag, diesem Voratz Nachhaltigkeit zu verleihen.

Reto Neurauter

Einblicke in Vergangenheit und Gegenwart mit Perspektiven in die Zukunft

Wolfgang Mörth (Hg.): «Alpenrhein
Lesebuch. Geschichten entlang des
Rheins und über die Grenzen hinweg».
Verlag unartproduktion. Dornbirn/
Wien 2008. 184 Seiten.



Diese Anthologie ist die erste aus einer Reihe des Vorarlberger Verlags unartproduktion mit dem Motto «Lies wo du lebst». Sie befasst sich mit

der Landschaft zwischen Chur und Bodensee, mit der Region, deren Geschichte geprägt ist vom Alpenrhein. Seinem Ufer entlang haben sich unzählige Geschichten ereignet, die sowohl von Gemeinsamem als auch von Trennendem erzählen, aber auch vom Nutzen und von den Gefahren, die der Rhein für die Bevölkerung seit jeher mit sich brachte.

Die Mischung aus journalistischen und literarischen Texten verschiedenster Autorinnen und Autoren ist gelungen. Einige wirken zwar etwas zu akademisch, dem Lesegenuss tut das aber wenig Abbruch – man liest einfach über sie hinweg. Alles in allem ist das «Alpenrhein Lesebuch» eine spannende und anregende Lektüre. Da begegnet man napoleonischen Blauröcken, Torfstechern und Schmugglern. Die Frage der Entsumpfungskanäle wird ebenso besprochen wie die Begründung für einen gemeinsamen Interessenverband der Schweizer und Vorarlberger Sticker in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder die Vor- und Nachteile der Schiffsmühlen entlang des Rheins. Erinnerungen an die Rheinüberschwemmung von 1888 werden wach, und die Diskussion rund um den liechtensteinischen Zollanschluss 1919 wird fragmentarisch wiedergegeben. Man erfährt, wie gefährlich Rheinholzer leben und staunt über die politische Argumentation anlässlich der «Vorarlberger Frage». Und immer wieder bekommt man Einblick in die komplexe Natur von Grenzen und in deren Sinn oder Unsinn – speziell im Tal des «grössten Wildbaches» in Europa.

Entstanden ist eine bunte Aufzeichnung des Lebens mit und gegen den Alpenrhein, eine Schilderung diverser politischer Wirren im Tal, eine Samm-

lung von authentischen Einblicken in das Leben der Menschen auf beiden Seiten des Flusses und über die sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder verändernden Grenzen hinweg. Es ist eine Lektüre voller Überraschungen, bei der neben regionalen Autorinnen und Autoren auch prominente Namen wie Alexandre Dumas, Hermann Hesse, Niklaus Meienberg oder Friedrich Nietzsche nicht fehlen.

Der Band enthält eine Fülle von spannenden Erzählungen, Anekdoten und Berichten sowohl über verschwundene Naturlandschaft und vergangene Zeiten als auch über gemeinsame Schicksale und Herausforderungen dieser Region. Mit dem «Alpenrhein Lesebuch» gewinnt man lebendige Einblicke in die Vergangenheit und Gegenwart der Region und spürt so indirekt auch der Zukunft dieses Flusstales nach.

Peter Keller

Eine Brücke gebaut – ohne Staat und Politik



Josef Frommelt:
«Brücke Musik – Die Beziehungen zwischen der Schweiz und Liechtenstein auf dem Gebiet der Musik». Hg. Gesellschaft Schweiz-Liechtenstein, Schriftenreihe Nr. 10. Buchs 2008. 188 Seiten.

Schriftenreihe Nr. 10. Buchs 2008. 188 Seiten.

Wirtschaftliche und politische Beziehungen zwischen der Schweiz und dem Fürstentum Liechtenstein sind schon seit langem offenkundig. Begeh- und befahrbare Brücken zwischen Liechtenstein und dem Werdenberg gibt es deren acht (eine neunte wird bald Realität). Vergessen geht da, dass seit Jahrhunderten auch die «Brücke Musik» besteht, über die seit jeher Kulturaustausch zwischen dies- und jenseits des Rheins stattfindet. Im Mitte 2008 erschienenen 10. Band der Schriftenreihe der Gesellschaft Schweiz-Liechtenstein geht der profunde Kenner dieser

Szene, der Fürstliche Musikdirektor Josef Frommelt aus Triesen, auf diese Thematik ein.

Eine erste Brücke spannt der Autor, indem er die historische Landschaft am Rhein beleuchtet. Eine 1546 Jahre lange enge Beziehung war durch das Bistum Chur gegeben, die endete, als Papst Johannes Paul II. am 2. Dezember 1997 das Erzbistum Chur errichtete. Das Bistum bestimmte die kirchlichen Belange. 1690 erschien die wichtigste Sammlung katholischer geistlicher Lieder, «La Consolaziun Della Olma Devoziosa» (Trost der Frommen Seelen). Es beinhaltet 62 Lieder. In der Geschichte der Pfarrei Triesen werden für das 16. und 17. Jahrhundert mehrmals Stiftungen von gesungenen Messen oder gesungenen Ämtern erwähnt. Ob einstimmig gesungene gregorianische Messen oder eventuell doch mehrstimmige Gesänge sei nicht auffindig zu machen gewesen. Seit 1848 werden in Liechtenstein die in der Schweiz aufgelegten Kirchengesangbücher verwendet, und Liechtenstein schloss sich dem Kirchenmusikverband des Bistums Chur an.

In der Schweiz entwickelte sich eine Vielfalt von Volksmusikstilen, die sich deutlich voneinander abheben; Liechtenstein ist zu klein, um eine wirklich eigenständige Volksmusik entwickeln zu können. Frommelt beschreibt die Beziehungen in der Volksmusik von den (Volks-)Liedern («wie der Wind, der über die Berge weht, keine Grenzen kennt, gibt es auch für die Lieder, die er mitnimmt und forträgt, keine Grenzen») bis hin zum Beispiel der Guggenmusiken. Letztere hätten in den vergangenen zwanzig Jahren enormen Zulauf gehabt und seien aus der Schweiz importiert worden. Erstmals belegt ist eine «nächtliche Katzenmusik» 1888 aus dem Baselbiet, als Allschwiler Altkatholiken einen Sieg bei den Gemeindewahlen feierten.

Eine wesentliche Rolle weist der Autor dem Medium Radio zu. 1938 ging Radio Liechtenstein auf Probesendung. Heute bietet FM1 (Zusammenschluss

von Radio Ri und radio aktuell) einen Mix aus Charts, Volksmusik und Schlägern und sei ein bedeutendes Verbreitungsmedium in der Region.

Josef Frommelt ist es – ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben – gelungen, die vielfältigen Beziehungen auf dem Gebiet der Musik übersichtlich darzustellen und nachzuweisen, wie sie sich im Laufe von Jahrhunderten zu einem verästelten Netzwerk entwickelt haben. Die hierfür erforderlichen Recherchen hätten, so Frommelt, mehr zutage gefördert als er jemals erwartet habe. Zustatten gekommen ist ihm für seine Erkenntnisse auch die langjährige Mitarbeit in schweizerischen Gremien der Musikerziehung und Musikpflege.

Erstaunlich sei, stellt Josef Frommelt in der Einleitung fest, «dass der grösste Teil dieser musikalischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Liechtenstein sich ohne Zutun staatlicher Stellen und der offiziellen Politik entwickelt hat». Erstaunlich aber heisst nicht unerklärlich: «Musik ist grenzenlos und war es auch im Verhältnis zwischen Liechtenstein und der Schweiz», schreibt Christian Boesch, der Präsident der Gesellschaft Schweiz-Liechtenstein, im Vorspann des Buches.

Reto Neuraüter

Konsequente Moderne



Walter Schlegel:
«Walter Schlegel. Bauten 1950–2000». Eigenverlag (ISBN 978-3-

9522519-9-7). Trübbach 2007. 145 Seiten.

Das Wort «Architekt» stammt aus dem Griechischen und war auch bei den Römern die Bezeichnung für den Aufseher und Leiter der Handwerker: In der Regel sind allerdings die Namen der Baumeister der grossartigen Tempel, der Gestalter der öffentlichen Räume und der prachtvollen Villen nicht überliefert. Auch heute noch denken die Menschen, die sich in gestalteten

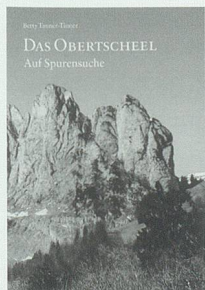
öffentlichen Räumen bewegen und geleitet werden von Formen, Materialien und Farben, kaum je bewusst an die Schöpfer dieser Umgebung.

Mit einem grossformatigen Erinnerungsband stellt der Wartauer Architekt Walter Müller – er feierte 2008 seinen 80. Geburtstag – seine wichtigsten öffentlichen und privaten Bauten vor. Was als Ergebnis eines halben Jahrhunderts (1950–2000) herauskommt, ist auch in der Auswahl beeindruckend: Im Mittelpunkt stehen die Schulzentren «rund um den Gonzen» und im Rheintal, beginnend mit der Kantonschule Sargans. Dann sind es öffentliche Bauten wie die psychiatrische Klinik Pfäfers oder das Kirchgemeindehaus Azmoos, Restaurants und Hotels, Geschäftsgebäude – herausgehoben sei der markante Kubus des Danzas-Gebäude zuunterst an der Grünaustrasse oder die Dornau in Trübbach – und natürlich auch Privathäuser.

Gibt es «Markenzeichen» von Walter Schlegel? Auffallend sind die Betonung der Horizontalen und die gliedernden schlanken Träger in Form von Stützen und Pfeilern aus Beton oder aus Holz, die oft auch peristylartige Vor- und Nebenräume schaffen. Sind die Fassaden dem Rechteck verpflichtet, gibt es im Grundriss markanter Oberstufenzentren eigenwillige gross geöffnete Winkel, die spannende Raumeindrücke vermitteln. Zusammen mit der sicheren Materialwahl ergibt dies eine klassische Moderne, die allem Extravaganzen abhold ist.

Otto Ackermann

Mit Liebe und etwas Nostalgie



Berty Tanner-Tinner: «Das Obertscheel. Auf Spurensuche». Eigenverlag (ISBN 978-3-033-01378-0). Gelterkinden 2007. 176 Seiten.

Drei Jahre nach Erscheinen ihres ersten Buches «Das Obertscheel – unser ehemaliges Zu-

hause» hat Berty Tanner-Tinner im Herbst 2007 dazu ein Folgebändchen vorgelegt. Hielt sie im ersten vor allem Erinnerungen an ihre Jugendzeit im elterlichen Bergheimet in Frümsen fest, geht sie im zweiten vertieft den Spuren ihrer Eltern und ihrer weiteren Vorfahren nach.

Ich bin vierzehn Jahre alt, und nie hätte ich dieses Buch als Sommerlektüre ausgewählt, hätte ich nicht zugesagt, einen Bericht darüber zu schreiben. Und doch habe ich mich damit vergnügt!

Das Buch ist von einer Frau geschrieben, die ungefähr gleich alt ist wie mein Grosi und dieselbe Begeisterung für die kleinsten und entferntesten Ecken unserer Region besitzt. Tatsächlich hatte ich beim Lesen und beim Betrachten der vielen farbigen Fotos die ganze Zeit das Gefühl, ich wäre mit meiner Grossmutter unterwegs.

Berty Tanner-Tinner kehrt nach fünfzig Jahren in die Region Werdenberg zurück, wo sie ihre Kindheit und Schulzeit verbracht hat. Sie beschreibt den Seveler-, Grabser- und Saxerberg, Frümsen und die Alp Tavrü im Untere Engadin mit all ihren Schönheiten: der vielseitigen Natur, den atemberaubenden Bergen sowie den damaligen Häusern und Ställen und nicht zuletzt den Menschen in ihrem Alltag. Mit Liebe und vielleicht auch etwas Nostalgie erinnert sie sich an das Leben, das sie mit ihrer Familie an diesen Orten verbracht hat.

Es ist eigenartig und speziell zu erkennen, dass ihre Kindheit teilweise gleich verlief wie die meiner Grosseltern oder wie die von Grosseltern meiner Freunde: Auch Berty Tanner-Tinner musste an einem Brunnen waschen, half bei den Stallarbeiten, liebte Wälder und Fruchtbäume, ass zu Polenta und Türggeribel gerne Rhabarbermus, musste zum Wandern einen Rock anziehen ...

Das Leben als Bergbauer war von harter Arbeit geprägt: Wildheuen, Holz transportieren, Wasser von der Quelle nach Hause bringen, Vorräte für den

Winter sammeln, alles von Hand und ohne die uns bekannten und üblichen modernen Hilfsmittel. Die Familien wohnten weit weg von Dörfern, ohne Nachbarn, und fühlten sich trotzdem nie einsam. Wenn doch Schwierigkeiten auftauchten wie Krankheit oder Tod, so verstärkten sich die Verwandtschafts- und Freundesbande wie von selbst, und man erhielt wie selbstverständlich die benötigte Hilfe. Die Freizeit verbrachte man natürlich im Freien: Ein besonderer Baum, ein Bach, eine Blumenwiese oder irgendwelche Steine genügten den Kindern, um neue Spiele zu erfinden und die wenige Zeit ohne Pflichten oder Verantwortung zu geniessen.

Im zweiten Teil des Buches geht die Spurensuche von Berty Tanner-Tinner noch weiter zurück: Sie forscht nach dem Leben ihrer Eltern und Ahnen und findet auch schriftliche Dokumente, die ihr die vielen überlieferten Erzählungen bestätigen.

Ich denke, dieses Buch wird eher älteren Leuten gefallen, weil sie sich darin wiedererkennen können. Da es sich auch ein bisschen wie eine Hymne an die Schönheit des Rheintals lesen lässt, werden aber auch Jüngere auf ihre Kosten kommen. Für alle aber gilt: Ein paar Worte mehr des heimischen Dialektes kennt man nach dieser Lektüre bestimmt. Oder wissen Sie etwa, was ein «Zücheli» oder ein «Gätzi» ist?

Letizia Schlegel

Wertvolles Gedächtnis des gemeinschaftlichen Handelns



Alois Senti: «Die Alpbücher und Nutzungs-Reglemente der Gemeinde Flums». Sarganserländer Verlag. Mels 2008. 152 Seiten.

Für die drei Flumser Ortsgemeinden Dorf, Grossberg und Kleinberg hat der Flumser Alois Senti eine Schrift ver-

fasst, die nicht nur in Flums Beachtung verdient. Denn sie schildert Bedeutung und Entwicklung der Alpwirtschaft seit dem Spätmittelalter, wie sie für alle Gemeinden im Werdenberg und im Sarganserland gültig sind. «Die Geschichtsschreibung zeigte kein grosses Interesse an den Alpbüchern. Dabei lehren sie den Leser aus nächster Nähe, wie in den Gemeinden im Laufe der Zeit Recht entstanden ist, wie es sich an den Bürgerversammlungen wandelte, wie es neu formuliert oder aufgegeben wurde. Insofern geht es bei den nur einige Seiten zählenden Schriftstücken um einen wissenswerten Ausschnitt des historischen Gedächtnisses.» Mit diesen Zeilen (S. 68) drückt Alois Senti wohl nicht nur ein Bedauern, sondern auch eine Kritik aus – an den modernen Visionären, die keines solchen Gedächtnisses mehr bedürfen.

Das Wissen, das in Alpbüchern steckt, ist das Wissen um die Ursprünge gemeinschaftlichen Handelns in den spätmittelalterlichen Genossenschaften. Es gibt keine anderen schriftlichen Quellen, die auf die Anfänge der demokratischen Verfassung im ländlichen St.Galler Oberland hinweisen. Es gibt zwar Urkunden, die schiedsgerichtliche Auseinandersetzungen schildern; es gibt Urbare, die privates und allgemeines Gut ausscheiden; und es gibt Rödel, die Herrschaftsrechte und Gerichtsverfahren beschreiben. Diese Quellen sind aber herrschaftsbestimmt und zeigen nicht die herrschaftsfreie, selbstbestimmte Bewältigung gemeinsamer Aufgaben durch eine Gemeinschaft gleichberechtigter Mitglieder. Die Alpgenossenschaft ist die älteste dieser Gemeinschaften und konnte es werden, weil die Alpwirtschaft nie zur bevorzugten Tätigkeit adliger Herren gehörte. Das herrschaftliche Desinteresse bot den Genossenschaften die Möglichkeit, ihre Interessen in gemeinsamer Selbständigkeit wahrzunehmen und damit ein demokratisches Verständnis zu entwickeln.

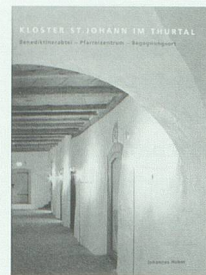
Die Alpgenossenschaft war die Gemeinschaft der Alpnutzer, aller Perso-

nen, die am Genuss einer Alpweide teilhatten. Und dies unabhängig, ob die Alp als Stossalp mit handelbaren Teilrechten oder als Dorfalp mit unveräusserlichen Nutzrechten organisiert war. Die Reglemente entstanden in der frühen Neuzeit, als die Alpnutzung an ihre Grenzen stiess, weil die Weidefläche nicht mehr ausgedehnt werden konnte. Die Alpgenossen mussten sich gegen aussen und gegen innen, gegen fremde Ansprüche und gegen unbeschränkten Viehauftrieb schützen. Und sie mussten für den Alpbetrieb Regeln erlassen, an die sich alle Alpgenossen zu halten hatten. Dass diese Regeln dem Mehrheitsprinzip folgten, war der entscheidende Schritt weg von einem feudalen hin zu einem demokratischen Verständnis gemeinschaftlichen Handelns. Das Mehrnen und Mindern wurde zum bestimmenden Vorgehen, und das Mehr setzte die Regeln für die ganze Genossenschaft, also auch für die Minderheit.

Die Bezeichnung Alpbuch ist für die publizierten Texte allerdings unzutreffend, denn es sind Alpbriefe oder eben Alpreglemente, die in Alpbüchern eingetragen wurden. So heisst es auf Seite 69: «...ordnungen und satzungen widerum erneuert, und aus dem alten Alpbuch in dass Neüw gestellt...» und auf Seite 92 «...aus einem Alten und ordentlichen Inventario unnd Alph Büechlin gezogen...». Alpbücher waren wohl auch in Flums umfassendere Verzeichnisse, in denen nicht nur solche Briefe und wichtige Urkunden, sondern auch die Besitzer von Alprechten enthalten waren. Zu korrigieren ist zudem auf Seite 149 die eher amüsante Interpretation des Pfarrstieres als «Gemeindestier im Besitz des Pfarrers». Die Bezeichnung «Pfarrstier» ist nämlich ein Pleonasmus, denn *phar*, *var* oder *pharre*, *varre* ist das mittelhochdeutsche Wort für 'Stier'. Ein sprachgeschichtliches Versehen hat also den alpwirtschaftlich so wichtigen Samenspender ausgerechnet mit dem Dorfpfarrer in Verbindung gebracht!

Heinz Gabathuler

Eine (zu) wenig bekannte Kulturstätte in ihrer Vielfalt dargestellt



Johannes Huber:
«Kloster St. Johann im Thurtal. Benediktinerabtei – Pfarrreizeentrum – Begegnungsort». Hg. Katholische Kirchengemeinde und Katholisches Pfarramt Alt St. Johann. Alt St. Johann 2007. 192 Seiten.

Ein Jahr nach der 2006 abgeschlossenen Restaurierung des Propsteigebäudes in Alt St. Johann liegt eine umfangreiche und sorgfältige Publikation zur Geschichte des Benediktinerklosters St. Johann im Thurtal vor. Der Kunsthistoriker Johannes Huber zeigt «die letzte ältere benediktinische Klostergründung im deutschschweizerischen Raum» in einer reich illustrierten Darstellung. Sie reicht von den immer noch unklaren Anfängen im 12. Jahrhundert bis zu den bis heute bestehenden Bauzeugen in ehemaligen Klosterbesitzungen. Dabei hat der Autor offensichtlich eine Vollständigkeit angestrebt, die alles erfassen will, was ereignis-, bau- und kunstgeschichtlich noch darzustellen ist. Sein Werk ist die umfangreichste und detaillierteste Würdigung des Obertoggenburger Klosters seit dem Katalog zur Ausstellung «Das Kloster St. Johann im Thurtal» des Stiftsarchivs St. Gallen 1985.

St. Johann wurde vor 1152 gegründet, ab 1546 von der Abtei St. Gallen verwaltet und 1555 schliesslich als stiftsgallisches Priorat übernommen. Die Gründungslegenden lassen sich nicht belegen, auch wenn einige Teile in den schriftlichen Quellen des 12. Jahrhunderts eine Entsprechung finden. Offenbar wurde das Kloster von einer ostschweizerischen Adelsgruppe gegründet, zu der auch die Stifter des etwas älteren St. Peterzell gehörten. Es war also eine alamannische Gründung in einem Rodungsgebiet und an einem Pilgerweg vom Rheintal nach Einsiedeln.

St.Johann unterstand denn auch dem Bischof von Konstanz, während Wildhaus vom churbischöflichen Werdenberg aus bewirtschaftet und besiedelt wurde. Die Grenze der Bistümer Konstanz und Chur verlief an der Säntisthur bei Unterwasser, also in einem Grenzgebiet auch der Grafschaft Unterrätien. Vermutlich waren die unterrätischen Grafen die Schirmvögte des Klosters St.Johann und seines umliegenden Klostergebietes seit seiner Gründung: 1209 beanspruchte Graf Hugo I. von Montfort Vogteirechte über klösterliche Güter bis nach Stein, und 1294 war sein Urenkel Graf Hugo II. von Werdenberg der St.Johannser Klostervogt. Der Vogteisitz war die Burg Starkenstein zwischen Starkenbach und Stein, die 1396 mit den Vogteirechten an die Herzoge von Österreich verkauft wurde.

Trotz der Werdenberger Vogteigewalt, die vor allem eine Gerichtsherrschaft über die Obertoggenburger Gotteshausleute war, hatte St.Johann offenbar keine Beziehungen zum benachbarten Werdenberg, wo vor allem kein Klosterbesitz bekannt ist. Ein früher Grundbesitz lag im 13. Jahrhundert bei den vorarlbergischen Siedlungen Klaus und Mäder, also im Gebiet der Montforter Grafen. Erst später wurden auch Güter in Götzis, Sulz und Feldkirch geschenkt und gekauft, die bis ins 15. Jahrhundert das südliche Vorarlberg zum wichtigsten St.Johannser Fernbesitz ausserhalb des Toggenburgs machten. Eine besondere Beziehung verband St.Johann mit der Stadt Feldkirch, wo das Kloster zwei Häuser und der Abt mit seinem Konvent das Bürgerrecht besaßen. Im Werdenberg kaufte St.Johann erst 1376 von Graf Rudolf von Montfort-Feldkirch zwei Wiesen, die bei den Buchser Wiesen in der Nähe der Pfaffenfurt lagen. Diese Wiesen dürften Weideplätze für die klösterlichen Saum- und Reittiere gewesen sein, die auf dem Weg vom Vorarlberg ins Obertoggenburg südlich von Haag den Rhein überquerten. Sie wurden aber schon vor 1484 an den Werden-

berger Bürger Jakob Schwegler verkauft, der wegen der Bewertung seiner Wiesen im Buchser Urbar eine gerichtliche Auseinandersetzung mit dem Kirchspiel Buchs führte.

Das Kloster St.Johann im Thurtal ist trotz seiner geografischen Nähe eine dem Werdenberg weitgehend unbekannte Kulturstätte geblieben. Sie aus grosser zeitlicher Ferne in ihrer ganzen Vielfalt kennenzulernen, ermöglicht diese Publikation. Heinz Gabathuler

Der alttestamentliche Josef aus ägyptologischer Sicht



Michael Fieger/
Sigrid Hodel-Hoernes:
«Der Einzug in
Ägypten. Ein Bei-
trag zur alttesta-
mentlichen Josefs-
geschichte» (Reihe
«Das Alte Testament
im Dialog», Hg.

Michael Fieger/Sigrid Hodel-Hoernes,
Bd. 1). Bern/Berlin/Brüssel/Frankfurt
am Main/New York/Oxford/Wien 2007.
460 Seiten.

Von ägyptologischer Seite ist vor etwa vierzig Jahren die letzte grosse Arbeit über Ägypten und die alttestamentliche Josefsgeschichte verfasst worden; seither sind nur kleinere Artikel erschienen. In der alttestamentlichen Wissenschaft wird vor allem Wert auf die Herausarbeitung der verschiedenen Schichten und eine mögliche Datierung gelegt. Die Person Josefs wird meist als historisch angesehen, jedoch bestehen Differenzen über ihre zeitliche Einordnung. Der Versuch, diese Frage nach der Historizität Josefs zu beantworten, ist die Grundlage dieser Arbeit.

Eine allgemeine Einführung thematisiert die Problematik des Verhältnisses der Ägypter zu den Asiaten, wobei in Ägypten «Asiat» einen Menschen aus dem syrisch-palästinischen Raum bezeichnet. Nach der Besprechung der ägyptischen Bezeichnungen für die Fremden und ihrer Darstellung durch

die Bewohner des Niltals wird die Abgrenzung seitens der Ägypter gegenüber den Fremden thematisiert. Diese galten per definitionem als kulturell untergelegen und hatten aus ägyptischer Sicht unverständliche fremde Sitten. Auf der anderen Seite verspürte man Angst vor dem Andersartigen, hatte auch Furcht vor der fremden bedrohlichen Landschaft, in der oft räuberische Nomaden lauerten. Viele Textpassagen untermauern diese Auffassung des Ägypters vor dem Ausland und seinen Bewohnern.

So wurden bereits im dritten vorchristlichen Jahrtausend Abwehrmassnahmen gegen die Einfälle und Überfälle der Nomaden unternommen. Zum einen waren dies Bauten an der Grenze zum Schutz gegen die Eindringlinge, zum anderen wurde mit Magie gearbeitet. Trotz allem sickerten besonders ins Ostdelta immer wieder Nomaden ein, die sich jedoch bald assimilierten und oft auch mit der ansässigen Bevölkerung vermischten.

Die ägyptischen Texte präsentieren allgemein ein Bild, das dem Dogma unterworfen ist. Der König als Garant der «rechten Ordnung» (Maat) muss die Fremden abhalten, die nicht anders als feindlich und bedrohlich sein können beziehungsweise dürfen.

Die Realität hat jedoch wohl ganz anders ausgesehen. Man weiss von einem regen Kultur- und Handelsaustausch mit den vorderasiatischen Staaten. Es gibt dafür genügend schriftliche und archäologische Belege. Sie dokumentieren eine rege Immigration nach Ägypten, die bei einigen sogar zu steilen politischen Karrieren führen konnte. Das berühmteste Beispiel für den Einfluss von Fremden sind die «Hyksos» genannten asiatischen Herrscher des 17./16. Jahrhunderts v. Chr., die entgegen den späteren Dokumenten von der Bevölkerung keineswegs als Unterdrücker abgelehnt wurden. Xenophobie entstand erst in Zeiten der Schwäche; zur Zeit eines machtvollen Ägypten hatte man mit der Integration von Fremden kein Problem.

Bei der sich an die Einführung anschließenden Diskussion der Josefs-geschichte sind die Kapitel im Prinzip dreigeteilt. Auf die (bewusst möglichst wörtliche) Übersetzung des jeweiligen Abschnittes folgt eine Textpräsentation aus theologischer Sicht und eine Kommentierung aus ägyptologischer Sicht. Dabei fällt auf, wie vieles in der vorliegenden alttestamentlichen Erzählung auf eine intime Kenntnis ägyptischer Verhältnisse hindeutet.

Der Schlussteil bietet ein Resümee. Die darin vorgelegten Ergebnisse der Arbeit lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Es wird die These bestätigt, dass Josef keine historische Persönlichkeit ist und somit keiner bestimmten Epoche zugewiesen werden kann. Josef steht vielmehr für die vielen erfolgreichen Asiaten in Ägypten. Verschiedene Persönlichkeiten wurden zu einer einzigen verschmolzen. Die letzte Überarbeitung der Erzählung ist jedoch mit größter Wahrscheinlichkeit in die Perserzeit zu setzen, wie jüngst auch Erhard S. Gerstenberger in seinem Werk «Israel in der Perserzeit» (Stuttgart 2005) festgestellt hat.
- Besonders aufgrund auffälliger Parallelen der sozialen Gegebenheiten in

den aramäischen perserszeitlichen Elephantine-Papyri und der Josefs-geschichte schlagen die Verfasser versuchsweise sogar Elephantine als möglichen Ort der Endredaktion vor (vgl. Jes 49,12). In diesen Papyri heiraten Juden ägyptische Frauen, die Kinder dieser Verbindung tragen aber hebräische Namen. Juden haben nichtjüdische Sklaven, und deren Freilassung unterliegt denselben Regeln wie bei Ägyptern. Der Name Josef begegnet dort allerdings nicht.

- Die Josefs-geschichte spiegelt die Realität des liberalen Judentums Ägyptens wider; sie legitimiert das Verbleiben der Juden unter der persischen Herrschaft, unter der sie ein recht gutes, freies Leben führen konnten. Sie kann als Gegenpol zu den priesterlich-deuteronomistischen Theologen gesehen werden, die auf die Thora und auf Jerusalem fixiert waren und deren Geist sich in den Büchern Esra und Nehemia zeigt. Die dort geschilderten Ereignisse thematisieren auch die Perserzeit, betrachten jedoch Ägypten als negativ und fordern eine Abschottung und Vertreibung von allen Fremden.

- Nach Meinung der Autoren ist daher mit «Pharao» nicht der ägyptische König gemeint, sondern «Pharao» ist als

kryptische Bezeichnung des Achämenidenherrschers (Perserkönigs) zu verstehen. Entsprechend ist die «Versklavung» der Ägypter (Josef als Herr über Ägypten) als Bild für ihren sozialen und wirtschaftlichen Niedergang in der Perserzeit zu sehen. Das kollektive Gedächtnis, das die Bedeutung der Asiaten in Ägypten bewahrte, wird so in die Perserzeit transponiert.

- Ein Vorbild für die Erzählung als solche könnte die ägyptische Sinuhe-Erzählung sein, welche die Erlebnisse eines Ägypters in Asien schildert. Eine Gegenüberstellung der beiden Literaturwerke zeigt in Wesentlichen Elementen viele augenfällige Parallelen.

Die besprochene Arbeit richtet sich nicht nur an Fachgelehrte, sondern ist auch für einen nicht spezialisierten, aber wissenschaftlich interessierten Personenkreis geschrieben. Sie ist daher auch ohne Lektüre der Fussnoten verständlich. Theoretisch-methodische Fragen (literaturwissenschaftlicher oder literar-geschichtlicher Art) sowie philologische Detailprobleme kommen aus diesem Grunde kaum zur Sprache.

Michael Durst